Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter
Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg
Band: 95 (2018)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REZENSIONEN

Denis BUCHS, *La paroisse de Bulle-La Tour. Une longue histoire. Avec une contribution d'André Bochud, organiste*, Freiburg 2017, 192 Seiten, Abb.

Nicht von ungefähr lautet der Untertitel dieses sorgfältig gestalteten Bandes der Editions La Sarine «une longue histoire», denn die Geschichte der Pfarrei Bulle-La Tour beginnt vor 1500 Jahren mit der Ausbreitung des Christentums im Greyerzerland und wird, so ist zu hoffen, noch lange andauern. Auf ihrem Hügel schon von weitem sichtbar, gleicht das Gotteshaus von Bulle um 600 einem Wachtturm der christlichen Mission. Es bildet den Ausgangspunkt der Greyerzer Pfarreien. Die heutige Kirche, die sich immer noch an demselben Standort erhebt, befindet sich im Zentrum einer Seelsorgeeinheit, die einen grossen Teil des Territoriums der ursprünglichen Kirche umfasst.

Mit dieser Publikation legt der Historiker Denis Buchs, langjähriger Konservator und Leiter des Musée gruérien in Bulle, eine umfassende Untersuchung der Greyerzer Hauptpfarrei vor, die durch ihre Genauigkeit und Übersichtlichkeit besticht und in allgemeinverständlicher Sprache geschrieben ist. So sind die Anmerkungen für einmal an den Schluss des Buches verbannt, was zugleich der Grafikerin eine grössere Gestaltungsfreiheit gewährt. Das Bildmaterial, das zahlreiche historische Dokumente und heutige Aufnahmen verschiedener Ausstattungsgegenstände umfasst, wird durch eine über das ganze Buch verteilte Serie von Aufnahmen aus dem aktuellen Pfarreileben aufgelockert.

Die Entwicklung der Pfarrei Bulle-La Tour ist Teil der allgemeinen Kirchengeschichte, die es ebenso zu berücksichtigen gilt wie die zahlreichen Bezüge zur Geschichte der Zivilgesellschaft. So geht es hier nicht nur um die Entwicklung des Bistums und der Diözese, sondern auch um jene des Greyerzerlands und des Kantons Freiburg. Hatten sich die beiden Pfarreien Bulle und La Tour-de-Trême bis zu ihrem Zusammenschluss im Jahr 2006 parallel entwickelt, so müssen sie seither den neuen Herausforderungen der katholischen Kirche gemeinsam die Stirn bieten. Wie Pfarreipräsident Jean-Bernard Repond in seinem Vorwort ausführt, ist es angebracht, «au moment où, dans le monde, la place du sacré et du religieux interpelle plus que jamais, [...] de nourrir la réflexion, de prendre le temps de l'interrogation et de l'échange».

Das erste Kapitel (S. 8–21) geht den Ursprüngen der «Eglise-mère de Gruyère» bis zum Jahr 1000 nach. Das präzise Gründungsdatum bleibt

allerdings im Dunkeln. Das Kartular von Lausanne, eine Handschrift, die zwischen 1202 und 1242 entstand, berichtet von einem Streit der Priester von Bulle mit jenen von Vuippens, der in den Jahren 840 und 868 stattfand. In diesem Zusammenhang wird auch Bulle erstmals genannt als «Butulo» und «Butulum». Die Priester der dem hl. Eusebius geweihten Kirche heissen Heldolf, Leudrand und Teutland. Ausgrabungen, die im Januar und Februar 2007 in der heutigen Kirche unternommen wurden, brachten Spuren des ersten Baus zu Tage, der sich folglich am selben Standort befunden hatte.

Das zweite Kapitel (S. 22–39) behandelt die Jahre 1000 bis 1500, als die Einwohner von Bulle dem Bischof von Lausanne als geistlichem und weltlichem Herrn unterstellt waren. In dieser Zeit wird Bulle zur Stadt erhoben und Sitz des Dekanats, während weitere Pfarreien entstanden. Im 11. oder 12. Jahrhundert wird die zweite Kirche aus Stein errichtet, die einen neuen Schutzpatron erhält: Petrus beziehungsweise Saint-Pierre-aux-Liens (Sankt Peter in Ketten). Eine dritte Kirche mit flachem Chorabschluss ersetzt im 13./14. Jahrhundert den abgebrannten Vorgängerbau. Die Pfarrei Bulle verliert Greyerz (1254) und Vaulruz (1333), die eigenständige Pfarreien werden. Als Bulle und Riaz im Kontext der Burgunderkriege einen Burgrechtsvertrag mit Freiburg schliessen, bedeutet das eine entscheidende Wende im Leben der Einwohner, die zuvor kaum Kontakte zu Freiburg hatten. Im Unterschied zu Romont und Estavayer bildet sich in Bulle kein Kollegiatstift, was laut Denis Buchs damit zusammenhängen könnte, dass die Stadt lange unter den Nachfolgen des verheerenden Brands von 1447 litt, und dass ihr der Adel fehlte, welcher der Kirche bedeutende Würdenträger hätte liefern können.

Das dritte Kapitel (S. 40–53) ist den Jahren 1500 bis 1615 gewidmet, in denen die Reformation das ganze Gebiet der heutigen Schweiz erschüttert. Die Greyerzer, die nach und nach zu «Freiburgern» werden, sehen sich von Lausanne abgeschnitten und bewahren den katholischen Glauben. Während die Bischöfe ihrer Diözese weitgehend fern bleiben, leiten die Freiburger Regierung und das Kapitel von St. Nikolaus die geistlichen Geschäfte der Pfarrei Bulle. In einem Vertrag mit Freiburg, der 1614 abgeschlossen und 1615 vom Nuntius ratifiziert wird, erhält der Bischof – bei Vertragsabschluss Jean de Watteville – den Zehnt von Sévaz und eine Jahrespension von 200 Ecus und verzichtet im Gegenzug auf seine einstigen Besitzungen Bulle, Riaz, Albeuve und La Roche.

Die Zeit zwischen 1615 und 1804 wird im vierten Kapitel (S. 54–77) geschildert. Während die Pfarrei Bulle durch die Gründung der Pfarrei Morlon

und der Abtrennung von Marsens ein weiteres Mal verkleinert wird, erhalten die Gläubigen von Bulle mit der Kapelle Notre-Dame de Compassion einen Wallfahrtsort, der sich steigender Beliebtheit erfreut und seit 1679 offiziell von den Kapuzinern betreut wird. In der Mitte des 18. Jahrhundert wird die Pfarrkirche von Johann Paulus Nader umgebaut und erneuert.

Das fünfte Kapitel (S. 78–95) führt die Leser/innen vom verheerenden Buller Stadtbrand (1805) bis zum radikalen Regime (1856). Am Dienstag, den 2. April 1805 um 17 Uhr liegt fast die ganze Stadt Bulle in Schutt und Asche. Vier Stunden lang hatte das Feuer gewütet, das 130 Gebäude zerstörte, doch keine Menschenleben kostete. Sämtliche Gebäude der Pfarrei müssen neu errichtet werden, darunter auch die Kirche, deren Neubau von 1808 bis 1816 dauerte. Das wichtigste Element der neuen Inneneinrichtung ist zweifellos die Orgel von Aloys Mooser. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ist von politischen Kämpfen gekennzeichnet, welche die Kirchengemeinde nicht unberührt lassen. In Bulle stellen sich die Liberalen wie die Radikalen gegen den Klerus, und der Sonderbundskrieg markiert einen Bruch mit lang anhaltenden Folgen.

«Priester machen Politik» lautet der Titel des sechsten Kapitels (S. 96–117), das die Zeit zwischen 1857 und 1916 darstellt. In einem Kanton, der sich isoliert, um die gefährdete Religion zu retten, gehen Zivilbehörden und Klerus ein starkes und wirksames Bündnis ein. Die Pfarrer (Pierre-Joseph Sallin, Laurent Frossard, Pierre Alex) engagieren sich tatkräftig in der Politik. Die Pfarrei Bulle gilt als schwierig. Die Frömmigkeit findet zu neuen Ausdrucksformen, die zum einen der Vertiefung des Glaubens dienen und zum anderen zu grossen Volksversammlungen führen. Die Pfarrkirche Saint-Pierre-aux-Liens wird restauriert und erhält unter anderem zwei Altarbilder *(Der Rosenkranz, Anbetung der Hirten)* eines jungen Künstlers aus La Tour-de-Trême namens Joseph Reichlen.

Während der im siebten Kapitel (S. 118–143) dargestellten Zeitspanne von 1916 bis 1972 steht die Pfarrei im Zeichen von zwei Pfarrern: Léon Richoz und Armand Perrin. Nach dem Zweiten Weltkrieg beruhigen sich die politisch-religiösen Spannungen in Bulle wie in der übrigen Schweiz. Pfarrer Richoz verleiht der Pfarrei mit seiner unermüdlichen Tatkraft eine neue Vitalität, deren Höhepunkt der Um- und Ausbau der Kirche (1931–1932) ist. Sein Nachfolger Perrin leitet die Pfarrei mit Umsicht und Takt. Bis in die 1950er-Jahre folgen die Gläubigen getreu den Vorschriften und Anweisungen der Kirche und engagieren sich in den verschiedenen Pfarrvereinen. Der materielle Wohlstand der Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg

und die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) bewirken dagegen ein tiefgreifendes Malaise innerhalb der Pfarrei, das zu einem offenen Konflikt zwischen «latinistes» und «progressistes» führt.

Im achten Kapitel (S. 144–172) nähert sich eine «Kirche in Bewegung» immer mehr der Gegenwart. Seelsorgeeinheiten werden eingeführt, und die Pfarreien Bulle und La Tour-de-Trême schliessen sich zusammen, während die Kapuziner ihr Kloster in Bulle verlassen. In einem Umfeld, in dem zahlreiche christliche und nichtchristliche Gemeinschaften nebeneinander bestehen, bekennen sich die Katholiken zwar noch zu ihrer Kirche, doch die allgemeine religiöse Praxis erlahmt, obwohl sich gläubige Laien weiterhin in einer dynamischen und innovativen Seelsorge engagieren.

André Bochud, Titularorganist von Saint-Pierre-aux-Liens, stellt uns in einem knappen Artikel (S. 174–179) die Orgel der Buller Pfarrkirche vor, die der berühmte Freiburger Orgelbauer Aloys Mooser schuf. Nach mehreren Restaurierungen (1886 durch Goll, 1911 durch Henri Wolf-Giusto, 1932 wiederum durch Goll, 1947 durch Ziegler und 1976 durch Hans Jakob Füglister) wird das Instrument 1973 unter Denkmalschutz gestellt und 1994 auf der Grundlage eines neu entdeckten historischen Dokuments ein weiteres Mal umgebaut und erweitert.

HUBERTUS VON GEMMINGEN

Florian DEFFERRARD, *La maison et l'homme. Histoire sociale de Romont au Moyen-Âge*, Neuenburg 2016, 514 S., Abb. und Tabellen

Das umfangreiche Buch ist das Ergebnis einer Doktorarbeit, die von der Universität Freiburg in Zusammenarbeit mit der Université de Savoie Grenoble betreut und 2014 angenommen wurde. Unter dem ansprechenden, sehr umfassenden und ambitiösen Titel soll eine Sozialgeschichte von Romont im Mittelalter geboten werden. Die Einleitung holt weit aus und bettet die im Jahr 1239 von Peter II. von Savoyen gegründete Stadt auf dem Hügel in ihr weiteres geografisches und historisches Umfeld ein. Bereits hier wird sichtbar, dass der Autor in seiner breit angelegten Untersuchung sich von der Methode der französischen Annales-Schule hat inspirieren lassen, insbesondere vom quantitativen Zugang zur Geschichte, den Fernand

Braudel und Pierre Chaunu entwickelt hatten. In sieben Kapiteln schreitet er systematisch voran: 1. Sources, 2. Méthodes, 3. Territoires, 4. Maison, 5. Propriété, 6. Population und 7. Société.

Die Grundlage für die Untersuchung bilden zur Hauptsache quantitative Quellen: die Rechnungen der Kastlanei Romont sowie diejenigen der Lehenskommissare, ein Steuerrodel von 1368, die kommunalen Rechnungsbücher und vor allem die Lehenregister (Registres de reconnaissances, *Extenta, Grosses*). Sieben Lehenbücher von 1272 bis 1438/39 sind erhalten, sie bilden mit der Fülle ihrer Informationen das Rückgrat der Untersuchung. Romont gehört mit seinen seriellen, fiskalischen Quellen zu den am besten dokumentierten savoyischen Kastlaneien der Waadt. Hingegen fehlen für den untersuchten Zeitraum Notariatsregister, die erst 1480 einsetzen. Im ersten Kapitel «Sources» werden die Quellen in ihrem Entstehungszusammenhang und ihrer typologischen Charakterisierung breit und einlässlich beschrieben. Das zweite Kapitel «Méthodes» behandelt die methodischen Präliminarien: Hier geht es zunächst um die im Laufe der Zeit sich fortentwickelnden und differenzierenden Lehenregister, denen der Fragebogen der Datenbank Rechnung zu tragen hat. Weiter wird der zentrale Begriff der Feuerstätte (*focus*, feu) als fiskalische Zähleinheit für Person, Haus und Familie eingeführt und umschrieben.

Im dritten Kapitel «Territoires» kommt der Autor «zur Sache»: Der städtische Raum wird definiert, eingegrenzt, zu seinem Umland in Beziehung gesetzt, mit seinen Strassen, Plätzen, öffentlichen Einrichtungen und der städtischen Infrastruktur «möbliert». Dabei beschreitet Defferrard den Weg von aussen nach innen. Er situiert die Neugründung Peters II. von Savoyen im waadtländischen Kontext des 13. Jahrhunderts und hebt ihre strategische Lage seit Beginn hervor. Die Grenzen der Kastlanei Romont bleiben vom 13. bis zum 15. Jahrhundert ziemlich stabil. Diese umfasst die beiden Flusstäler der Glâne und des Glaney, die den städtischen Rundhügel östlich und westlich umfliessen, und weist eine längliche Ausrichtung von Torny im Nordosten bis nach Sommentier im Südwesten auf. In dieser Achse verlaufen die Strassenverbindungen von Freiburg nach Vevey und über Rue oder Oron nach Lausanne. Ihre Sicherung und Kontrolle, verbunden mit den daraus resultierenden Einnahmen, bildeten ein wichtiges Element der savoyischen Kastlanei. Das städtische Territorium selber war in das Gebiet innerhalb der Stadtmauern *(intra muros)*, ausserhalb der Stadtmauern zwischen den beiden Wasserläufen *(inter aquas)* und die landwirtschaftlichen Gebiete ausserhalb *(extra terminos)* aufgeteilt.

Die Stadt ihrerseits war in zwei Teile gegliedert, die Oberstadt zuoberst auf dem Hügel neben dem Schloss *(castrum)*, den ältesten Siedlungskern von Romont, und die Unterstadt von der Kirche an abwärts *(burgus)*, wo die meisten Menschen wohnten. Dazu kam im 14. Jahrhundert eine vorstädtische Erweiterung, die Ville-Neuve im Norden in Richtung von Les Chavannes. Spätestens um die Mitte dieses Jahrhunderts, mit der Zäsur der grossen Pest von 1349, fand die Vergrösserung des städtischen Siedlungsraumes ein Ende. Eine Sonderstellung im suburbanen Kontext nimmt das vor 1268 gegründete und 1346/48 in den Zisterzienserorden inkorporierte Frauenkloster der Fille-Dieu in der Ebene nordöstlich des städtischen Hügels ein. Das städtische Strassennetz und die Strassenbenennungen blieben, wie die Lehenregister belegen, während des ganzen Untersuchungszeitraums konstant.

Die Pfarrei wurde im Jahr 1244, nur kurze Zeit nach der Gründung der Stadt, durch den Lausanner Bischof Jean de Cossonay durch Abtrennung von der alten Pfarrei Billens errichtet und das Patronat dem Stadtherrn Peter II. verliehen. Abgesehen von ein paar Weilern in der Umgebung, die auch zum neuen Pfarrsprengel geschlagen wurden, war dieser praktisch deckungsgleich mit dem städtischen Territorium. Dass Romont fast von Anfang an eine eigene Pfarrei erhielt, war für eine Gründungsstadt nicht selbstverständlich. Es illustriert die starke Stellung des «Petit Charlemagne» in der Waadt und die Zielstrebigkeit seiner Politik, seiner Neugründung solide Grundlagen für ihr künftiges Gedeihen zu schaffen.

Das vierte Kapitel widmet sich dem Haus als der nächstunteren Einheit innerhalb der städtischen Soziotopografie. Dabei sind Haus *(domus)* und Feuerstätte *(focus)* nicht deckungsgleich. Generell gab es mehr Häuser als fiskalische Feuerstätten, da bestimmte Kategorien von Bewohnern, Adlige, Kleriker und Arme, von der Besteuerung ausgenommen waren. Schon vier Jahrzehnte nach der Stadtgründung waren die meisten Hofstätten innerhalb der Mauern besiedelt. Bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts verdichtete sich die Überbauung. Waren es 1278 in der Ober- und Unterstadt zusammen 215 Häuser, so stieg ihre Anzahl 1358 auf 286; dazu kamen nun 76 Häuser in der Vorstadt ausserhalb der Mauern, was insgesamt 362 Häuser ergibt. Dieser Höchststand wurde in den folgenden Jahrzehnten nicht mehr ganz erreicht.

Im fünften Kapitel werden die Besitz- bzw. Pachtverhältnisse an den Häusern und Hofstätten untersucht. Es wird unterschieden zwischen Besitzern mehrerer Häuser und Mitbesitz mehrerer Personen an einem

Haus. Aufgrund des ersten Lehenregisters von 1278, das heisst etwa eine Generation nach der Stadtgründung, waren damals fast alle Häuser noch im Besitz eines Pächters (211); nur 14 Besitzer verfügten über zwei oder mehr Häuser. Im Laufe der Zeit veränderte sich durch Erbteilungen, Kauf und andere Handänderungen das Bild: 1438 vereinten 26% der Pächter (74) zwei oder mehr Häuser in ihrer Hand, ihr Immobilienbesitz umfasste nun 60% (204) aller Häuser der Stadt. Darin zeigt sich die fortschreitende wirtschaftliche und soziale Differenzierung der Bevölkerung während dieser zwei Jahrhunderte, wobei die Entwicklung nicht linear erfolgte. Der Einbruch der Pest 1349 beschleunigte die Verschiebung und Konzentration von Besitz.

Dass auch Frauen Inhaberinnen von Häusern sein konnten, war nach Waadtländer Recht und dem Stadtrecht von Romont nichts Aussergewöhnliches; es waren vor allem Witwen (30 im Jahr 1358/59, also kurz nach der Pest) oder Frauen in Besitzgemeinschaft zusammen mit weiteren Familienangehörigen. Besitzgemeinschaft im Allgemeinen war in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts häufig, nahm aber zwischen 1404 und 1438 stark ab. Der Autor erklärt dies teilweise mit den Folgen des Stadtbrandes von 1434, welcher die Hälfte der Häuser zerstörte und die geschädigten Bewohner zwang, ihren Besitz zu verkaufen oder neu aufzubauen.

Handänderungen von Hausbesitz waren insgesamt häufig. Dies kann Defferrard aufzeigen, indem er die Angaben in den Lehenregistern mit den Kastlaneirechnungen zusammenführt; denn bei jedem Besitzerwechsel von Grund und Boden durch Erbgang oder Kauf war gemäss Stadtrecht eine Abgabe in Form eines Masses Wein an den savoyischen Grundherrn beziehungsweise den Kastlan fällig. Die allgemeine Feststellung der hohen Mobilität im Hausbesitz wird an sechs Beispielen in verschiedenen Teilen der Stadt exemplifiziert. Als Hauptakteure im lebhaften Häusermarkt treten das städtische Spital und vor allem der Klerus von Romont auf; die beiden Institutionen waren die kapitalkräftigsten Kreditgeber in der Stadt. Schwierig und nur indirekt lassen sich die Mietverhältnisse nachweisen, wohl zwischen einem Fünftel und einem Drittel der Stadtbevölkerung lebten als Mieter in ihren Häusern.

Mit einem Schlüsselthema der Untersuchung, der Bevölkerungsentwicklung, befasst sich das sechste Kapitel. Direkte demografische Quellen im modernen Sinn fehlen für Romont wie allgemein für das Mittelalter. Dem Autor gelingt es aber mit Hilfe seiner Datenbank, aus den

zahlreichen seriellen und fiskalischen Quellen, die ihm zur Verfügung stehen, aufschlussreiche Informationen herauszudestillieren. Angaben über etwa 2000 Personen liefern ihm die Lehenregister von 1278 bis 1438. Die Frauen sind darin mit einem Anteil zwischen 5 und 25% naturgemäss stark untervertreten. Die für die Identifizierung der Personengruppen und Konstituierung der Familien unerlässlichen Zunamen (Patronyme) sind am Ende des 13. Jahrhunderts bereits vorherrschend, bloss ein Fünftel der Personen besitzt nur einen Vornamen. Von der Mitte des 14. Jahrhunderts an hat praktisch die ganze städtische Bevölkerung einen Vor- und einen Zunamen. Die meisten Zunamen werden von einer einzigen Familie getragen.

Die Herkunftsbezeichnungen, die im Lehenbuch von 1278 noch fast die Hälfte aller Zunamen ausmachen und bis ins 15. Jahrhundert kontinuierlich abnehmen, geben Aufschluss über die Zuwanderung. Die Anziehungskraft von Romont reichte erwartungsgemäss über die eigene Kastlanei hinaus, sie umfasste einen Radius von etwa 20 km und entspricht damit dem Einzugsgebiet einer mittelgrossen Stadt. Die zugezogene Bevölkerung stammt überwiegend aus den ländlichen Gebieten und weniger aus benachbarten Städten der Waadt, zu denen Romont in Konkurrenz stand. Von den in den fiskalischen Quellen erhobenen 729 Familiennamen erscheint die Hälfte nur einmal, andere verschwinden nach wenigen Jahren wieder. Das zeugt von einer hohen Mobilität in der Zu- und Abwanderung. Auf der anderen Seite sind 80% der Familiennamen über drei Generationen hinweg und 17 Familien von Anfang bis zuletzt durchgehend belegt; dabei handelt es sich mehrheitlich um Mitglieder der adligen und städtischen Oberschicht.

Was die Typologie der Haushalte und die Familienstruktur betrifft, begegnen neben Kernfamilien von zwei Generationen als Normhaushalt auch Witwer mit eigenem Hausstand und Witwen, die entweder in einem gemeinsamen Haushalt oder alleine lebten. Eine Sonderkategorie bilden nichtverheiratete alleinstehende Frauen, Konkubinen sowie die Angehörigen des Klerus. Aufgrund der Angaben in den Lehenregistern stellt Defferrard Berechnungen zur durchschnittlichen Anzahl der Kinder pro Familie an und kommt auf Zahlen zwischen 1,7 (1358) und 3,1 (1430) bei einem Durchschnitt von 2,3 Kindern über den ganzen Zeitraum. Gestützt auf seine Erhebungen, gelangt er schliesslich zu einer plausiblen Schätzung der Entwicklung der Gesamtbevölkerung von Romont: Mit etwa 1100 Einwohnern 1278 und etwa 1050 Einwohnern 1438 scheint die

Bevölkerungszahl der «ville comtale» ziemlich konstant geblieben zu sein. Doch dazwischen erlitt sie infolge der Pest einen markanten Rückgang (1358: 900 Personen), erholte sich aber rasch wieder und erreichte in den Jahrzehnten bis 1400 einen Höchststand von gegen 1400 Personen.

Im siebten und letzten Kapitel «Société» werden die gesellschaftlichen Verhältnisse beleuchtet. Im Stadtrecht von Romont, das seit 1328 belegt ist und auf demjenigen von Moudon beruht, tritt die Bürgerschaft als konstitutives Element in Erscheinung. Zusammen mit den Adligen und dem Klerus bildet sie die Oberschicht der Stadt und unterscheidet sich von den gewöhnlichen Einwohnern. Zahlenmässige Proportionen vermag Defferrard indessen nicht anzugeben. Hausbesitzer mit fünf oder mehr Häusern bilden erwartungsgemäss eine kleine, vom lokalen Adel dominierte Minderheit (15% der Feuerstätten in den Jahren 1358 und 1364, weniger als 10% in den übrigen Lehenregistern). Die Topografie der Wohnhäuser der städtischen Eliten wird anhand einer Querschnitt-Probe von je neun adligen und bürgerlichen Familien untersucht: Wie zu erwarten, liessen sich die adligen Familien vorzugsweise in der Oberstadt *(castrum)* in der Nähe des gräflichen bzw. herzoglichen Schlosses nieder, während die Bürgergeschlechter in der weitaus grösseren Unterstadt, der eigentlichen Bürgerstadt *(burgus)*, wohnten. Am Beispiel der Familie Fabri wird aber aufgezeigt, dass sich der soziale Aufstieg eines Bürgergeschlechtes auch topografisch im Aufstieg in die Oberstadt auswirken konnte.

Für die Bevölkerungsgruppe des Klerus kann sich Defferrard auf die Vorarbeit von Peter Jäggi von 1994 stützen, der den Klerus und das religiöse Leben in Estavayer, Murten und Romont im Spätmittelalter untersucht hat. Der Pfarrer wohnte neben der Stadtkirche, ab 1364 residierte er nicht mehr in Romont und wurde durch einen Vikar vertreten; die Kapläne lebten vorzugsweise, aber nicht ausschliesslich in der Unterstadt. Der Klerus bildete keine juristisch eigenständige Körperschaft. Die Existenz eines prächtig geschnitzten spätgotischen Chorgestühls in der Pfarrkirche, das in den Jahren 1466–1469 geschaffen wurde, ist gewiss ein Ausdruck von Wohlstand und Standesbewusstsein der Priesterschaft von Romont und entspricht dem wachsenden Bedürfnis der Bürgerschaft nach einem repräsentativen, feierlichen Gottesdienst. Daraus darf aber nicht abgeleitet werden, dass die Stadt nach dem Vorbild Berns und Freiburgs die Errichtung eines eigentlichen Kollegiatstifts angestrebt hätte (S. 278). Vergleichbare Chorgestühle gibt es für den savoyisch-westschweizerischen Raum neben der Klosterkirche von Hauterive auch in den Stadtkirchen

von Moudon, Yverdon und Estavayer. Man spricht in diesen Fällen einer zahlenmässig bedeutenden, aber nicht eigenständigen städtischen Priesterschaft von «Pseudokollegialen».

Die sozioprofessionellen Angaben zu Handwerk und Gewerbe, zu Arbeitern, Tagelöhnern, Knechten und Mägden in den Quellen schliesslich sind disparat und lassen keine weitreichenden Schlüsse zu. Im Vergleich zur wesentlich grösseren und bedeutenderen Stadt Freiburg im 14. und 15. Jahrhundert fällt auf, dass die Spezialisierung der Gewerbe in Romont weniger ausgeprägt ist und eine industrielle Produktion (Leder, Tuch und andere) fehlt. Als letzte Berufskategorie wird der Schulmeister *(rector scolarum)* behandelt. Spätestens seit 1370 ist mit der Person von Jean Fabri der erste Schulvorsteher belegt, die Schule lag neben dem Spital und in der Nähe der Kirche. Damit ist für Romont die erste städtische Schule in der savoyischen Waadt bezeugt.

Ein ausführliches Verzeichnis der Quellen und der Literatur beschliesst den darstellenden Teil der Arbeit (S. 301–338). Diesem folgt ein umfangreicher Anhang mit nicht weniger als 33 Tabellen und Diagrammen (S. 341–485), die als Auswertung der Quellen das Gerüst bilden, auf dem die Darstellung aufbaut. Ein nützliches Glossar, ein Namenregister und ein Verzeichnis der zahlreichen Diagramme, Karten und Abbildungen im darstellenden Teil bilden den Abschluss des Bandes. Das Namenregister erfasst nur diesen darstellenden Teil. Für die Personennamen in den Tabellen des Anhangs wird auf eine Datenbank verwiesen; doch der Link dazu (www.passeurs-archives.ch) führt nicht zur angekündigten Personendatenbank.

Die Arbeit bietet viele neue und wichtige Erkenntnisse zur Bevölkerungs- und Sozialgeschichte von Romont im Mittelalter. Sie ist klar aufgebaut und gut lesbar, leidet allerdings gelegentlich darunter, dass sie sehr weit ausholt und etwas redundant ist, wenn sie zum Beispiel das Kapitel über die Bevölkerung mit den Helvetiern und Römern beginnt, jenes über das Territorium mit dem Königreich Hochburgund oder jenes über die Entwicklung der Patronyme mit dem Anfang des Prologs zum Johannesevangelium. Gewisse Widersprüche und terminologische Unschärfen sind wohl auf den langen Entstehungsprozess der Studie zurückzuführen: Mehrmals und offenbar mit Vorliebe verwendet der Verfasser bei der Erörterung der demografischen Quellenaussagen das Bild vom «pénétrer dans l'intimité des menages», um aber auf S. 232 festzustellen: «Passer le pas de porte pour entrer dans l'intimité familiale de la maison médiévale

est un vieux fantasme d'historien». Diese Feststellungen des Rezensenten sollen indessen den Wert und die Bedeutung der Arbeit von Florian Defferrard nicht schmälern. Ihm ist nachdrücklich zuzustimmen, wenn er am Ende postuliert, dass weitere Städte der savoyischen Waadt, die über eine vergleichbare Quellenbasis verfügen, auf gleiche Weise demografisch und sozialgeschichtlich untersucht werden sollten. Die Besonderheit dieser Städte im Vergleich zu anderen Städtelandschaften liegt ja darin, dass sie mit den savoyischen Lehenregistern und Kastlaneirechnungen über spezielle Quellengattungen verfügen, die einen neuen Zugang zur Stadtgeschichte eröffnen, im Grund ein landesgeschichtlicher Zugang zu Städten, die nie über die gleiche Autonomie verfügten wie etwa Bern und Freiburg.

ERNST TREMP

Rita BINZ-WOHLHAUSER, *Katholisch bleiben? Freiburg im Üchtland während der Reformation (1520–1550)*, Zürich 2017, 287 S.

Peter Falck. L'humaniste et sa bibliothèque/Der Humanist und seine Bibliothek, Red. Yann DAHHAOUI, Freiburg, 2017 (Pro Fribourg 196, 2017, Heft 3), 84 S., Abb. Der Text ist zweisprachig mit der deutschen Übersetzung von Hubertus von Gemmingen abgedruckt.

Im Jahr 2004 kam die Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg dank einer Schenkung in den Besitz eines Bücherkonvoluts der besonderen Art, nachdem die Bände bereits 1982 aus konservatorischen Gründen leihweise in die Bibliothek überführt worden waren. Es handelte sich um einen Grossteil der persönlichen Bibliothek des Freiburger Notars, Gesandten, Ratsherrn, Schultheissen, Wallfahrers und nicht zuletzt Bücherfreunds Peter Falck (ca. 1468–1519). Die Donatoren waren die Freiburger Kapuziner, zu denen die Bücher gegen Ende des 17. Jahrhunderts über verschlungene Erbgänge gelangt waren. Die Bedeutung des Legats besteht darin, dass sich nicht weniger als 73 von insgesamt 110 Bänden nachträglich als Bestandteile der Falck-Bibliothek identifizieren lassen. 23 weitere Bücher werden in anderen Bibliotheken in der Schweiz, in Europa und in Amerika aufbewahrt. Die Schenkung an die

Freiburger Kantons- und Universitätsbibliothek stand einer Ausstellung im Gutenberg Museum Freiburg (12. Oktober 2017 bis 14. Januar 2018) Pate, zu der das vorliegende Pro-Fribourg-Heft von Yann Dahhaoui die Begleitpublikation darstellt. Die erhaltenen Bücher, bei denen es sich in den allermeisten Fällen um Drucke handeln dürfte, geben Einblick in die vielseitigen Interessen eines als Notar gut ausgebildeten, wissbegierigen, aber nicht universitär geschulten Mannes an der Wende des 16. Jahrhunderts. Falck wird insbesondere das Fehlen eines Universitätsstudiums als Makel empfunden haben, dem er durch eifriges Lesen entgegenzuwirken suchte. Neben dem Wissenserwerb diente ihm die Lektüre auch zur geistigen Erbauung, weshalb er auch seiner Tochter ausgesuchte, für Laien bestimmte Andachtsbücher empfahl. Diese Aspekte von Falcks Büchergebrauch werden von Yann Dahhaoui, der auch für die Ausstellung im Gutenberg Museum verantwortlich zeichnete, thematisiert und sollen hier nicht weiter ausgeführt werden. Wir möchten vielmehr auf den Themenbereich hinweisen, der von Dahhaoui mit «La fréquentation des humanistes» überschrieben worden ist, weil er uns als Übergang zu Rita Binz-Wohlhausers Studie dienen wird.

In Falcks Bibliothek sind in der Tat eine Reihe humanistischer Autoren vertreten, nebst italienischen vor allem Erasmus von Rotterdam, mit dem der Freiburger in sporadischem Briefaustausch stand. Falcks humanistisch geprägte Interessen haben in der freiburgischen Historiografie seit längerem die Frage nach dem Vorhandensein eines einheimischen Humanistenzirkels aufgeworfen, der sich um Falck gruppiert haben soll. Dahhaoui bleibt in Bezug auf einen solchen Zirkel unbestimmt, fügt aber an, dass sich der – eingestandene – Mangel an einschlägigen Quellen zweifellos («sans doute») durch die mündliche Natur der zwischen den freiburgischen Humanisten gepflegten Kontakte erklären lässt, die eben keine schriftliche Spuren hinterlassen hätten (S. 72–73) – wobei die Existenz dieser einheimischen Humanisten stillschweigend vorausgesetzt wird. Anstatt von einem Zirkel spricht der Verfasser lieber von Netzwerken, die unter anderem durch den Austausch von Büchern und Briefen belegbar sind. Diese Kontakte, die weit über das lokale Freiburger Milieu hinausreichten, verbanden Falck mit Persönlichkeiten wie Vadian, Oswald Myconius oder Glarean. Dass die beiden Ersteren in der Folge die Reformation annehmen sollten, liesse indes keine Rückschlüsse auf etwaige reformatorische Neigungen in Freiburg zu (die von Dahhaoui auch nicht gezogen werden).

Rita Binz-Wohlhauser, Autorin der zweiten hier vorzustellenden Publikation, kommt nach einer sorgfältigen personenbezogenen Analyse sogar zum Schluss, dass der «viel zitierte ‹Freiburger Humanistenzirkel› [...] aus heutiger Sicht eher eine Konstruktion der älteren, lokalen Historio-grafie zu sein [scheint]» (S. 82). Unter deren «Fallstricken» subsumiert sie unter anderem auch die Gleichsetzung von Humanisten und Kirchenkritikern und bezeichnet die «Vorstellung, dass jede Person, die in den Jahren 1515–1530 in Freiburg lebte und eine humanistische Bildung besass, grundsätzlich ein Neuerer gewesen sei» als «zu eng» (ebenda).

Bei ihrer Veröffentlichung handelt es sich um eine aus einem Projekt des Schweizerischen Nationalfonds hervorgegangene Studie zur konfessionellen Lage in Freiburg während der ersten dreissig Reformationsjahre. Die zentrale Fragestellung der Arbeit findet sich in knappst möglicher Form im Titel: «Katholisch bleiben?». Es geht um «Freiburgs Auseinandersetzung mit der Reformation», eine Thematik, die – so Binz-Wohlhauser – von der lokalen Historiografie bislang «stiefmütterlich» behandelt worden ist (S. 13). Die Geschichtsschreibung habe sich eher für das Ergebnis dieser Auseinandersetzung interessiert – das Festhalten in Freiburg am alten Glauben – als für dessen Genese (ebenda). Man möchte in diesem Fall von «Betriebsblindheit» sprechen, zu der es kommt, wenn ein Prozess von seinem Ende her, Freiburg als sprichwörtlichem Bollwerk des Katholizismus, betrachtet wird. Vor diesem Hintergrund leistet Rita Binz-Wohlhauser Grundlagenarbeit, die massgeblich zum Schliessen einer Forschungslücke beitragen wird.

Nach der historiografischen Situierung ihres Forschungsgegenstandes legt die Verfasserin im zweiten Kapitel die politische Lage Freiburg an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert dar. Aus diesem komplexen Panorama möchten wir an dieser Stelle zwei Elemente kurz aufgreifen. Zum einen geht um die Einflussnahme des Freiburger Rates in kirchliche Bereiche, die sich seit dem frühen 15. Jahrhundert beobachten lässt. Zu nennen sind etwa das Vordringen in Teile der geistlichen Gerichtsbarkeit, die zunehmende Kontrolle über geistliche Gemeinschaften oder der Einfluss, den der Rat als Inhaber von Kollaturrechten bei der Besetzung von Pfarrstellen ausübte. Dieses frühe Eindringen in kirchliche Angelegenheiten führte dazu, dass sich in Freiburg – so wie im später reformierten Bern – eine Art «Staatskirche» bildete (vgl. S. 32). Eine andere Konsequenz war, dass der Freiburger Rat in den kritischen Jahren, in der es zur Reformation hätte kommen können, über Hebel verfügte, um einer solchen

entgegenzuwirken. Der zweite Aspekt, der hier angesprochen werden soll, ist das delikate, von der Spannung zwischen Kooperation und Rivalität bestimmte Verhältnis Freiburgs zu Bern. Die Saanestadt war mit ihrer Berner Schwester über Burgrechte und Gemeine Herrschaften eng verbunden, was sich auch in einem gegenseitigen sozialen Beziehungsgeflecht niederschlug. Einen Keil in das zwar komplizierte, aber nichtsdestoweniger enge Verhältnis trieb 1528 die Berner Reformation, die sich insbesondere in den gemeinsam verwalteten Herrschaften bemerkbar machen sollte.

Im dritten Kapitel ihrer Studie wendet sich die Autorin der Rezeption des reformatorischen Gedankenguts in Freiburg zu. Der Kontakt mit diesem Gedankengut führte spätestens ab 1522 zu einer vom Rat ausgehenden Abwehrhaltung, die sich gegen mit den neuen Ideen sympathisierende Laien und Geistliche richtete. Bei Letzteren sind Verbannungen und Pfründenverluste dokumentiert. Diese Massnahmen betrafen in erster Linie Angehörige des niederen Klerus, während religiöse Ordensgemeinschaften kaum von den neuen Ideen betroffen waren. Auch in dem erst 1512 mit Zutun von Peter Falck begründeten St. Nikolaus-Stift blieben – so die Auswertung von Rita Binz-Wohlhauser – pro-reformatorische Chorherren und Kapläne in der Minderheit. Was das Freiburger Patriziat betrifft, so ergibt sich ein ähnliches Bild: Es lassen sich vereinzelte konfessionelle Abwanderungen belegen, die jedoch keinem Exodus gleichkamen. Dokumentiert sind einzelne Prozesse gegen städtische Handwerker, wobei wir bei Kapitel vier wären, den gegen die Reformation getroffenen Massnahmen. Gleichsam präventiv sollten die altgläubigen Freiburger Glaubensartikel wirken, die ab 1527 von der Bevölkerung zu beschwören beziehungsweise – häufig in «heissen Phasen» – zu erneuern waren. Uneinsichtige wurden bestraft, wobei die Strafen in Form von Gefängnis, Geldbussen oder Verbannung erfolgen konnten. Letztere, so die Erkenntnis der Verfasserin nach der Auswertung der Ratsmanuale, ist als *ultima ratio* zu betrachten: «Vollstreckt wurden Verbannungsurteile meist erst nach mehreren Anklagen, zwischen denen teilweise viele Jahre lagen.» (S. 108).

Das gegen die Neugläubigen ab 1522 eingeleitete Vorgehen war keine Freiburger Eigenart, sondern erfolgte im Rahmen von gesamteidgenössischen Tagsatzungsbeschlüssen. Dabei «wurden die antireformatorischen Massnahmen vor Ort zögerlicher umgesetzt als bisher angenommen» (S. 116). Die einzige im Zusammenhang mit dem neuen Glauben in Verbindung zu bringende Todesurteil (1528) mündete in einer Begnadigung. Diese

Episode erscheint insofern symptomatisch, als das Freiburger Vorgehen auch im eidgenössischen Vergleich eher defensiv erscheint. Die Verfasserin erklärt diese «zögerliche Handlungsweise» (S. 121) mit den Eigenarten des damaligen Strafvollzugs in Freiburg, der generell eher auf Ausgleich bedacht war als auf harte Bestrafung. Wieweit ein solcher Erklärungsansatz – wiederum im eidgenössischen Vergleich – Bestand hat, wäre zu klären, ebenso die Frage, ob nicht auch (spätestens nach der Annahme der Reformation durch Bern) die bedrohliche Nähe der Aarestadt als Erklärungsfaktor für die freiburgische Zurückhaltung beigezogen werden sollte.

Grundsätzlich lässt sich festhalten, dass ein Freiburger Reformator fehlte, während es durchaus Kleriker gab, die – so Binz-Wohlhauser – als «Agenten des alten Glaubens» (S. 121) auftraten, so der Stadtprediger Hieronymus Mylen oder der Augustiner Konrad Treger. Das im Rat vertretene Freiburger Patriziat tat das Seine, um ein Übergreifen der Reformation zu verhindern. Dieses Bestreben scheiterte indes, wie im fünften Kapitel ersichtlich wird, in den mit Bern geteilten Gemeinen Herrschaften, in denen sich die von den Bernern favorisierte Reformation (fast) überall durchsetzte: zuerst in Grasburg, wo sie bereits 1530 angenommen wurde, zuletzt in der Herrschaft Echallens (bis 1619), wo nur Assens, Bottens und Echallens selbst teilweise katholisch blieben. In den Gemeinen Herrschaften war die Ausgangslage aufgrund differierender herrschaftlicher und (kirchen-)rechtlicher Begebenheiten unterschiedlich, weshalb wir uns hier auf die grossen Linien beschränken. Der Hauptstreitpunkt war die Frage, «ob und wie häufig Abstimmungen wiederholt werden durften» (S. 184). Vertrat Freiburg den Standpunkt, dass eine Entscheidung für den alten Glauben zu respektieren sei, war Bern der Ansicht, dass Abstimmungen so oft wiederholt werden konnten, bis sich ein reformiertes Mehr ergab. Die aus der Schwäche geborene freiburgische Politik, die darin bestand, «auf Zeit zu spielen [...], in Härtefällen nachzugeben und anschliessend die Berner Vorgaben erneut zu missachten, konnte das Vordringen der Reformation in den Gemeinen Herrschaften nicht aufhalten» (S. 187). Andererseits «ermöglichte diese Vorgehensweise», das heisst: die Vermeidung eines offenen Konfliktes mit Bern, «es dem Freiburger Rat, 1536 gemeinsam mit Bern die seit Langem anvisierte territoriale Erweiterung nach Westen anzugehen» (ebenda).

Das letzte Kapitel, eine historiografische Aufarbeitung der Reformationsthematik aus Freiburger Perspektive vom 16. Jahrhundert bis in die

Gegenwart, ist seinem Ansatz entsprechend sehr detailreich ausgefallen, so dass wir auch hier nur einzelne Punkte herausgreifen können: Bis ins 18. Jahrhundert schenkten «die frühen Freiburger Chronisten», so Rita Binz-Wohlhausers Fazit, «dem lokalen Umgang mit der Reformation in den Jahren 1520–1560 geringe Beachtung» (S. 219): Das Festhalten am alten Glauben erschien wichtiger als die dazu führenden Umstände, was eng mit dem Freiburger Selbstverständnis als Hort des Katholizismus zu tun hat. Die Verfasserin spricht in diesem Zusammenhang denn auch von der Geschichtsschreibung als einem Akt der «katholischen Profilbildung» (S. 211). Das – teilweise – Ausklammern der «kritischen Jahre» setzt sich auch in der späteren Freiburger Historiografie fort – wenn auch aus unterschiedlichen Gründen: So bemerkte beispielsweise Alexandre Daguet 1846, die Reformation sei für jeden unparteiischen Historiker eine «delikate Materie» (S. 231) – man braucht nur an die politischen Bruchlinien jener Zeit zu denken, die sich zum Teil den konfessionellen Grenzen entlang zogen. Die Namen von Jean Nicolas Berchtold und Alexandre Daguet selbst, beides liberale Katholiken, stehen für eine thematische Öffnung der Geschichtsschreibung hin zu den Reformationsereignissen, wobei sich Daguet um eine neutralen Ton bemühte – wofür er prompt vom Abbé Jean Gremaud kritisiert wurde: Da sich Daguet in seinem Schreiben weder katholisch noch protestantisch zeige, würde er beide Seiten gegen sich aufbringen (vgl. S. 231). Die Gründung der Universität Freiburg 1889 brachte eine Akademisierung der Geschichtsforschung mit sich. Doch auch für die akademische Forschung blieb die Reformationszeit ein wenig – wahrscheinlich könnte man sogar sagen: ungern – beackertes Feld: Das Interesse galt eher der katholischen Reform. Albert Büchi, seit 1891 Ordinarius für Schweizer Geschichte und 1893 Mitbegründer des Deutschen Geschichtsforschenden Vereins des Kantons Freiburg, wich der Freiburger Reformationsgeschichte im Hinblick auf seine beruflichen Perspektiven sogar ausdrücklich aus (vgl. S. 238).

Zieht man in Betracht, dass das akademische Interesse an kirchengeschichtlichen Fragestellungen nach 1960 insgesamt einbrach, erstaunt es nicht mehr, dass es bis in die Gegenwart gedauert hat, bis ein Projekt aufgegleist wurde, das sich schwerpunktmässig mit der Freiburger Reformation befasst. Das Resultat ist Rita Binz-Wohlhausers Buch. Es kommt leider ohne Register aus; dafür zeichnet es sich durch eine wohldurchdachte, mit regelmässigen Zwischenbilanzen versehene Struktur und einen starken Quellenbezug aus. Mit der spärlich vorhandenen Literatur geht die

Verfasserin mit Recht kritisch um. Zahlreiche im Laufe der Zeit gleichsam zu Selbstläufern gewordene Aussagen werden auf der Grundlage der vorhandenen Quellen einer Prüfung unterzogen und, wo nötig, berichtigt oder relativiert. Wo Forschungslücken bleiben, werden sie von der Autorin klar benannt, so dass ihr Werk als Anregung und Ausgangspunkt für weitere Recherchen dienen wird.

GEORG MODESTIN

Pierre-Philippe BUGNARD, *Girard*, Le Mont-sur-Rolle 2017 (Collection Découvrir. Les grands pédagogues), 132 S.

Als dritter Band in der Reihe *Les Grands Pédagogues* ist kürzlich eine Zusammenstellung der wissenswerten Elemente um den Freiburger Pädagogen Grégoire Girard erschienen. Der Autor des 132 Seiten umfassenden Bändchens, der Historiker und Geschichtspädagoge Pierre-Philippe Bugnard, behandelt in gedrängter Form in vierzehn Kapiteln den Werdegang des Pädagogen, das Umfeld, in dem sich sein Wirken abgespielt hat, die grossen Stossrichtungen seiner Pädagogik und deren Rezeption im In- und Ausland. Mit einer Auswahl an Illustrationen veranschaulicht er die verschiedenen Teilaspekte mit Porträts, Bildern zu den Orten des Geschehens sowie Darstellungen der Schulorganisation und des Schulalltags im 19. Jahrhundert und lässt dabei natürlich das Girard-Denkmal in Freiburg nicht unerwähnt.

Mit ihren kleinformatigen Schwarzweiss-Bildern spricht die Ikonografie wohl vor allem die Erinnerung an bereits bekannte Bilder an. In einer ähnlichen Weise wird im Textteil das Wissen um Pater Girard kapitelweise gebündelt. So kann sich der Benutzer rasch einen Überblick über Girards Leben und Wirken verschaffen: den Vorwurf einer protestantischen Auffassung der Erziehung, die Beziehung zu Pestalozzi, die Identifizierung der Kinder, die einen Unterricht benötigen, das Interesse der Pädagogen von weit her für Girards Methoden und Weiteres mehr. Im letzten Kapitel geht es dann auf einigen Seiten um Girards Universalität für die Erziehungsarbeit.

Ein rasch verfügbares Wissen also, mit dem man Girards Wirken nicht in seinem Wesen erfassen wird, das aber helfen kann, in einem bereits

vorhandenen Wissen Ordnung zu schaffen. Am Schluss des Bandes wird im Sinne der Wissenschaftlichkeit eine Klärung gewisser pädagogischer Begriffe vorgenommen, deren Sinn sich gewandelt hat. Und nach einem Überblick über Girards Hauptwerke setzt sich der Autor noch mit der Historiografie und deren Blick auf Girard auseinander, da im Jahr 2015 aus Anlass von Girards 250. Geburtstag wieder einige Publikationen erschienen sind.

ALAIN GRANDJEAN

Caroline ARBELLAY, Raymond DELLEY, Romain JUROT, Patrick MINDER (Hg.), *Atlas de la ville de Fribourg de 1822 à nos jours – Atlas der Stadt Freiburg von 1822 bis heute*, deutsche Übersetzung: Hubertus von GEMMINGEN, Freiburg 2017 (Begleitpublikation zur Wechselausstellung *Fribourg à la carte, la ville de 1822 à nos jours – Freiburg à la carte, Die Stadt von 1822 bis heute*, 29. September 2017 bis 24. Februar 2018 in der Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg).

Im Herbst 2013 initiierten Patrick Minder (Labor für Geschichts- und Geografiedidaktik des Zentrums für Lehrerinnen- und Lehrerbildung Freiburg) und Romain Jurot (Kantons- und Universitätsbibliothek Freiburg, KUB) ein Projekt mit dem Ziel, die Karten und Pläne der Stadt Freiburg zu erfassen. Die KUB (Sammlung Glasson), das Stadtarchiv (Sammlung Dubas), das Staatsarchiv und das Archiv des Verkehrsvereins besitzen zwar viele kartografische Dokumente, doch fehlte bis anhin ein einheitliches Verzeichnis der die Stadt Freiburg darstellenden Pläne und Karten. Von 2013 bis 2017 erarbeiteten daher mehr als 30 Studierende unter der Leitung von Patrick Minder diesen Katalog. Er listet die überraschend hohe Zahl von über 400 Karten und Pläne für die Zeitspanne 1822 bis 2017 auf. Darunter befinden sich auch einige Exemplare aus dem Archiv des Franziskanerklosters, dem Feuerwehramt der Stadt und aus Privatsammlungen. Die Beschränkung auf die vergangenen 200 Jahre erfolgte aus finanziellen und zeitlichen Gründen. Der Beginn mit 1822 wurde sicher gut gewählt, denn in diesem Jahr zeichnete der Franziskanerpater Charles Raedlé den ersten modernen Plan der Stadt Freiburg, wohl auf Anregung oder im Auftrag seines berühmten Mitbruders und Pädagogen Gregor Girard, der

dieses Planmanuskript 1825 während seines Exils (1823–1834) in Luzern drucken liess. Die meisten erfassten Dokumente sind in hochaufgelöster Qualität digitalisiert worden und sollen künftig der Allgemeinheit zur Verfügung stehen.

Im 113 Seiten umfassenden Atlas wird nun eine Auswahl von 46 kartografischen Dokumenten der Stadt Freiburg der Jahre 1822–2007 abgebildet und besprochen, davon drei Manuskripte und 43 Druckerzeugnisse (17 Karten, 25 Pläne und ein Vogelschaubild). Drei Abbildungen sind handschriftlich überarbeitete, gedruckte Pläne, die im Atlas anderorts besprochen werden. Damit reduziert sich die Anzahl gedruckter Originalerzeugnisse auf 40. Die Präsentation erfolgt in vier zeitlichen Abschnitten: 1822–1867 (8 Dokumente); 1872–1903 (14); 1904–1959 (18) und 1976–2007 (6): Die ausgewählten kartografischen Erzeugnisse illustrieren grundlegende Aspekte der freiburgischen Stadtgeschichte, wie die Entwicklung von der prä-industriellen Kleinstadt mit ca. 6000 Einwohnern zur heutigen Agglomeration (Entwicklungspläne, Gemeindegrenzen, neue Quartiere), die Belagerung der Stadt während des Sonderbundkrieges von 1847, die Erleichterung der Kommunikation durch den Bau grosser Brücken, der Eisenbahnen und der Tramlinien (das Tram wurde 1965 aufgehoben), die Bereitstellung relevanter Informationen für die Touristen (Lage der Hotels, der Restaurants, der Post, der Sehenswürdigkeiten, der Standorte für fotografische Aufnahmen, der Taxi-Adressen usw.), der Beginn der Industrialisierung mit den kühnen Projekten von Guillaume Ritter (1871–1875), die Erstellung der ersten genauen Stadt-Katasterpläne im Jahre 1879, die Organisation gesamtschweizerischer Events in Freiburg (Eidgenössische Landwirtschaftsausstellung 1877, Eidgenössische Schützenfeste 1881 und 1934) und die genauen Einsatzrouten der städtischen Putzequipen sowie die Modernisierung des Wasserleitungs- und Hydrantennetzes in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts.

Das grossformatige Buch (42.5 × 30.3 cm) ist durchgehend zweisprachig angelegt (Deutsch und Französisch) und besticht durch hervorragende Abbildungen. Auf der linken Seite befinden sich die Texte, auf der gegenüberliegenden rechten Seite die Farbreproduktionen der Karten. Die Textseite bringt oben die bibliografischen Daten: Titel, Autor, Herausgeber, Druckerei, Druckdatum, Drucktechnik, Abmessungen, Massstab, Orientierung, Geländedarstellung, Farbe, Bemerkungen, Literatur, Digital-Reproduktion, Referenz-Nummer und Signatur. Dann folgt der zweisprachige Kommentar, verfasst von 20 Autorinnen und Autoren. Die

Akzente sind hier, entsprechend den individuellen Neigungen, sehr unterschiedlich gesetzt, was den Reiz dieser kurzen Besprechungen ausmacht.

Das grosse Format wird den in hervorragender Qualität gedruckten Stadtkarten gerecht und lädt zum Vergleichen und zur Reise in die Vergangenheit ein. Einige Beispiele mögen dies verdeutlichen. Schon der Raedlé-Plan von 1822 (Nr. 1) und die gedruckte Version von 1825 (Nr. 2) lassen Unterschiede erkennen. Auf dem Ersten findet man beispielsweise nördlich des heutigen Schönbergs die Bezeichnung «Le Stadberg», auf dem Zweiten aber «Stadtberg», die sich seitdem durchgesetzt hat. Hat die Luzerner Lithografieanstalt der Gebr. Englin den französischen Namen verdeutscht, ohne dass Pater Girard dies bemerkte? Es ist dem Autorenkollektiv hoch anzurechnen, dass historisch wichtige Manuskriptkarten, wie die beiden Katasterpläne von 1879 (Nr. 14, 15), als Einzelblätter und als kompiliertes Blatt vorgelegt sind, die für historische Studien sonst nur schwer greifbar wären. Auf dem von der Winterthurer Firma Wurster Randegger & Co. wunderschön lithografierten Stadtplan von 1881 (Nr. 18) entdeckt man an der Saane, vis-à-vis vom «Goz de la Torche» einen «cimetière des internés français». Dies wirft die Frage auf, warum die internierten französischen Militärs der Armée de l'Est (General Bourbaki) von 1871 nicht auf dem städtischen Friedhof Miséricorde bestattet wurden.

Zu kritisieren gibt es wenig: Auf S. 14 müsste im deutschen Text 1890 und nicht 1809 als Todesjahr von Josué Labastrou stehen. Es ist für den Rezensenten nicht ganz nachvollziehbar, warum in einem Stadtatlas zwei Karten gebracht werden, auf denen man von der Stadt herzlich wenig, dafür aber viel von der Umgebung sieht. Es handelt sich um die Nr. 5 (1:50000) und 7 (1:25000), die dem Sonderbundkrieg gewidmet sind. Er versteht nicht, warum kein Beispiel der ersten Etappe der Grundbuchvermessung (Nr. 14 und 15), das heisst ein Croquis eines Quartiers 1:500, vorgelegt wurde. Die Anordnung der Nrn. 34–36 ist zwar in der Schemazeichnung erläutert, hätte aber die Lesbarkeit bzw. das Verständnis markant erhöht, wenn sie dem Schema «links die älteste – rechts die jüngste» gefolgt wäre. Der letzte Plan (Nr. 46) verdiente eine Doppelseite, denn ohne Lupe ist das Strassenverzeichnis schwer zu lesen. Den Abschluss hätte der jüngste Stadtplan 1:10000 des Verlages mpa (Orell Füssli Kartographie AG) bilden müssen, der den neuesten kartografischen Zustand der Stadt Freiburg getreulich abbildet.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass der Atlas sowohl in textlicher wie auch bildlicher Darstellung ausserordentlich informativ und übersichtlich gestaltet ist. Das äusserst faire Preis-Leistungs-Verhältnis, die

hohe Qualität der Abbildungen sowie die neuartige Beschreibung machen ihn zu einem hervorragenden Nachschlagewerk. Der Erfolg lässt sich daran messen, dass eine zweite Auflage gedruckt werden musste, um der Nachfrage gerecht zu werden. Der Autorschaft, aber auch den weiteren am Atlasprojekt beteiligten Personen sowie den Sponsoren gebührt deshalb ein grosses Dankeschön. Meines Wissens ist dieses Werk nach der Pionierleistung von Walter Mathis über die Pläne und Vogelschauansichten der Stadt Zürich[1] erst der zweite Atlas, der einen illustrierten und kommentierten Überblick über die historischen bis modernen Karten, Pläne und Veduten einer Schweizer Stadt gibt.

Last, but not least: Unter «www.fr.ch/historische-karten» können die alten Stadtkarten des Atlasses, dank der Zusammenarbeit des Amts für Vermessung und Geomatik des Kantons Freiburg mit der KUB, in einprägsamer und spielerischer Art und Weise mit der aktuellen Situation verglichen werden.

MARINO MAGETTI

Othmar KEEL, *Engelwelten*. Katalog zur Ausstellung im Museum für Kunst und Geschichte Freiburg, 10. November 2017–25. Februar 2018, [Freiburg], Museum für Kunst und Geschichte Freiburg / Bibel+Orient Museum Freiburg, 2017, 196 S., Abb.

Es wird kaum jemanden geben, vor dessen Augen beim Stichwort «Engel» nicht das eine oder andere Bild auftaucht. Mit solchen Vorstellungen spielte auch die vom emeritierten Freiburger Theologieprofessor Othmar Keel besorgte Ausstellung im Museum für Kunst und Geschichte, ohne sich mit einem derart assoziativ-oberflächlichen Ansatz zufrieden zu geben. Keel ist ein ausgewiesener Angelologe, der das Engelsphänomen in seiner historischen Dimension erforscht. Dabei schöpft er aus einem ungemein breiten Wissen, in das auch seine Studien der altorientalischen Kunstgeschichte und Ägyptologie eingeflossen sind. Bei der Visualisierung des Engelsthemas kann Keel insbesondere seine Passion für die altorientalische

[1] Walter MATHIS, Zürich – *Stadt zwischen Mittelalter und Neuzeit. Gedruckte Gesamtansichten und Pläne 1540–1875*, Zürich 1979.

Ikonografie nutzbar machen. Der Ausstellungskurator und Katalogautor ist zudem der Begründer des Bibel+Orient Museums in Freiburg, was der Ausstellung durch kurze Ausleihwege zu Gute gekommen ist. Die Geschichte der Engelsvorstellungen wird bis zu deren ägyptischen und altorientalischen Quellen verfolgt. Solch alte, vorbiblische Ursprünge haben die Kerubim und die Seraphim. Erstere gehen auf den – in seiner Entstehungszeit männlichen – ägyptischen Sphinx zurück, einen Löwen mit Menschenkopf, der in Vorderasien durch die Hinzufügung von Flügeln zum Kerub mutierte. Als Wächterwesen bewachten Kerubim den Lebensbaum im Garten Eden und zierten den salomonischen Tempel. Die Seraphim leiten sich wiederum von der Kobra ab, die in Ägypten als Symbol für Gefährlichkeit, Unantastbarkeit und Heiligkeit stand. In geflügelter Form gewährte sie Schutz. Als Leibwächter hatten Kerubim und Seraphim eine abschreckende Wirkung, als «Mischwesen visualisieren sie», so Keel, «das Befremdliche, Gefährliche, ganz Andere der Gottheit» (S. 79).

Vertrauter als Kerubim und Seraphim dürften den meisten Menschen Schutzengel sein, wobei die gefühlsmässige Nähe zu den himmlischen Beschützern beziehungsweise – ikonografisch meist – Beschützerinnen in die Kindheit zurückreicht. Vermeintliche Vorbilder hatten die engelhaften Beschützerinnen in den ägyptischen Göttinnen Maat, die mit ihren ausgebreiteten Flügeln den Pharao abschirmte, und Isis, die mit ihren Flügeln Osiris oder das Horuskind schützte. Da der christliche Schutzengel trotz einer Anspielung bei Matthäus erst im späten Mittelalter zur Darstellung gelangte, um dann ab dem 17. Jahrhundert an Popularität zu gewinnen, scheiden nach Keel die ägyptischen Schutzgöttinnen als direkte Vorbilder aus.

Gradliniger ist die Abstammungsgeschichte der christlichen Emblem- und Wappenträgerinnen in Engelsgestalt, die sich unmittelbar von der geflügelten griechisch-römischen Siegesgöttin Nike beziehungsweise Victoria ableiten lassen. Einen antiken Vorfahren haben auch die im Barock aufgekommenen Kinderengel, die Putti. Sie stammen vom geflügelten Liebesgott Eros beziehungsweise Amor ab. Othmar Keels Katalogtexte sind für ein interessiertes Laienpublikum gedacht und entsprechend zugänglich. Sie beziehen sich auf eine reichhaltige Bebilderung, welche die in Worten vorgezeichneten Entwicklungslinien auch für das Auge nachvollziehbar macht.

GEORG MODESTIN